

Tantum vinum amabam, vinetum perpusillum emi Aus einem Brief an ein Patenkind

Sollte ich ein dreidimensionales Modell der neutestamentlichen Wissenschaft entwerfen, trüge ich auf die x-Achse die Primärquellen auf: antike Literatur, Papyri, Inschriften, archäologische Zeugnisse. Auch wenn das Neue Testament (bisher) nicht erweitert wurde,¹ so wächst diese Quellenbasis in spannender und stetiger Weise. Quellenstudium mit dazugehöriger philologischer Kompetenz – das brauche ich Dir nicht besonders ans Herz zu legen – bleibt ein lebenslanges Desiderat aller, die sich in den Altertumswissenschaften bewegen. Glücklicherweise, wer im archäologischen Felde oder in der Editionsstube neue Quellen zu erschließen hilft. *Fontes cole!* Es bereitet nicht nur Spaß, sondern hilft, im Studium manche Abkürzung zu nehmen.

Auf der y-Achse kämen die verschiedenen methodischen Zugänge zu stehen. Auch hier beobachten wir ein faszinierendes Hinauswachsen über den „Kanon“ der traditionellen „historisch-kritischen“ Methoden.

Du siehst schon, dass auf beiden Achsen es sehr schnell ins Interdisziplinäre hineingeht: auf der x-Achse in das Gespräch mit Altphilologinnen, Althistorikern, Epigrafikerinnen, Papyrologen und Archäologinnen. Sie alle helfen uns, die Welt lebendig werden zu lassen, in der antikes Juden- und Christentum sich entfaltet.

Auf der methodologischen y-Achse reizt das Gespräch mit – um die wichtigsten zu nennen – Soziologen, Sozialpsychologen, Psychologinnen, Sprachphilosophen (Sprechaktheorie, etc.), Sprachwissenschaftlerinnen (v.a. Semiotik), Literaturwissenschaftlerinnen, vor allem mit Narratologen, Rezeptionsästheten, philosophisch-hermeneutisch orientierten Wirkungsgeschichtlern, mit Strukturalisten, Dekonstruktivisten, Konstruktivisten, mit Vertreterinnen von sogenannten Gender Studies, von Rhetoriktheorien, von Diskursanalysen, die sich wieder mit gerade genannten Richtungen verbinden (z.B. semiotische oder feministische Diskursanalysen), und von neuen ethischen Fragerichtungen, die

¹ Ich habe einmal über einen Gleichnistext aus dem Thomasevangelium gepredigt: <http://theologie.uni-hd.de/predigten/020310.html>. Die Chancen stehen nicht schlecht, dass wenigstens einige wenige außerkanonische Materialien auf den historischen Jesus zurückgehen. Ist der Kanon in seinem jetzigen Umfang tabu? Vor Schnellschüssen ist zu warnen, Diskussion freilich erwünscht.

sich aus etlichen dieser Ansätze ableiten. Das hört sich verwirrend an, ist es auch. Ein Stimmengewirr. Aber ein notwendiges. Auch die traditionellen „historisch-kritischen Methoden“ entstanden dereinst aus solchen interdisziplinären Dialogen; und wie die anderen Disziplinen sich fortentwickelten, so kann auch die neutestamentlich-exegetische Methodologie nicht auf dem Stand der „historisch-kritischen Methoden“ eingefroren werden. Ich sage das, der ich letzteren Methoden unendlich viele Einsichten verdanke; der ich aber am liebsten allen Erstsemestern einen Intensivkurs in Wissenschaftstheorie verordnen würde. Zumindest die Relativität aller Methoden würde in ihren Köpfen zeitlebens haften bleiben.

Noch immer beherrschen die „historisch-kritischen Methoden“ wenigstens die deutschsprachige Szene, was sich daran ablesen lässt, dass Propagandisten von Neuansätzen stets brav ihr Verhältnis zur „historisch-kritischen Methode“ sich zu definieren befließen – und meist betonen, dass ihr Vorschlag lediglich als ergänzend und nicht als wirklich konkurrierend zu begreifen sei. Manchmal drängt sich mir der Eindruck auf, dass solch irenisches Bestreben weniger wissenschaftstheoretisch als wissenschaftssoziologisch motiviert ist: Wer etwas im akademischen Getriebe „werden“ will, muss – ich sage es diplomatisch – anschlussfähig sein. Vielleicht sind deshalb Habilitationsschriften in der Regel braver als Dissertationen. Ich weiß es nicht. Ich kann Dir nur sagen, dass ich während meiner Jahre in Amerika die Experimentierfreudigkeit auf methodologischem Gebiet als erfrischend empfand. Es hört sich ein wenig nach Klischee an, aber ich empfand es als ermunternd: das „positive reinforcement“, das KollegInnen sich gegenseitig gönnen (gut, „invidia“ gibt es auch da). Ich empfand ihn als erfrischend: den Mut zum „error“ beim „trial“. Ich wünsche Dir für Dein späteres akademisches Leben zweierlei. Dass Du Dir einerseits den Mut zum experimentellen Spiel und zum eigenen Kopf bewahrst; im akademischen Diskurs hast solange Du Recht und nicht der Professor, wie Du die besseren Argumente besitzt; hüte Dich vor Autoritätsgläubigkeit. Und dass Du andererseits jede Falsifikation als Gewinn zu erleben vermögest. Es bedarf dazu gar nicht der tröstenden Hilfestellung Poppers. Schon Galen zum Beispiel empfahl die permanente Reexamination des eigenen Wissens, die ein ständiges *μεταδιδάσκεισθαι* bedeutet. Es ist dies eine der paulinischen Kreuzesexistenz zutiefst entsprechende Haltung. Aber darauf komme ich nachher zurück.

Was mich beunruhigt, ist die „Ecke“, in die innerhalb des gesamttheologischen Hauses die exegetischen Fächer nach allen Regeln „historisch-kritischer“ Kunst sich hineinmanövriert haben. Selbst im protestantischen Kontext finden die VertreterInnen der anderen theologischen Fächer immer weniger Gefallen an zum Beispiel – ich karikiere einmal – halbverseweisem Auseinanderfasern literarischer Schichten. Sie fragen mit Recht, ob eine derartige Aufbereitung des „Wortes“ den Systematikern, Ethikerinnen, Predigerinnen, Lehrern und Seelsorgern genügend Material für ihr eigenes Schaffen an die Hand gibt.

Ungeduldig wirst Du fragen, wieso ich von einem dreidimensionalen Modell sprach. Bisher haben wir antike Quellen (x-Achse) und unterschiedliche Me-

thoden, mit denen diese gedeutet werden können (y-Achse), ins Auge gefasst. Auf der z-Achse würde ich die verschiedenen Rezeptionsstufen auftragen: $z = +/- 0$ (oder besser: $z < 125$) wäre die erste Kommunikationssituation zwischen dem historischen Autor eines Textes und der allerersten Leserschaft; $z = 2003$ würde uns als RezipientInnen betreffen. Auf der z-Achse würde also all das verortet werden, was unter „Wirkungsgeschichte“ (auch der Kanon gehört dazu) und „Hermeneutik“ firmiert. Also doch ein grandioser Schichtkuchen? Wieso ich dann noch über literarkritisches Auseinanderfasern lästere? Ich lästere ja nicht, arbeite ja zum Teil selbst so. Aber was ich sagen will, ist dies: Es muss eben ein „grandioser“ Schichtkuchen sein, der bis an die Gegenwart heranreicht! Wenn schon, denn schon! Gut, er muss so gestaltet sein – dazu bin ich dann doch zu evangelisch –, dass den Werten $z < 125$ ein besonderes Gewicht zukommt, aber doch auch so, dass die „Tradition“ ($z > 125$) wahr- und ernst genommen wird, weil sie mir Sinnpotenziale der Texte erschließt, die in neutestamentlicher Zeit noch nicht im Blick standen, die aber mein eigenes ἐμπνεύειν für 2003 informieren, vielleicht sogar formieren können. Es ist das große Verdienst des „Evangelisch-Katholischen Kommentars“, hier ein wahrhaft ökumenisches und Jahrhunderte übergreifendes Gespräch über die Texte zu ermöglichen.

Ich bin immer wieder fasziniert, wenn ich mir vor Augen male, dass das Neue Testament das Wirklichkeitsverständnis von über sieben Generationen von Menschen prägte. Wie sie über Gott, die Welt, das Leben und den Tod, wie sie über ihr Handeln und über sich selbst dachten, all das wurde von diesem Büchlein entscheidend mit beeinflusst, so dass wir von einer „christlich-abendländischen Kultur“ sprechen, die auch den säkularsten ZeitgenossInnen, ohne dass sie es oft wahrnehmen, in den Knochen steckt. Ich will hier nicht wiederholen, was NeutestamentlerInnen – oft zur Eigenlegitimation angesichts hochschulpolitischer Sparzwänge – nicht müde werden zu betonen: Wer nach „Werten“ und nach „Orientierungswissen“ in unserer Gesellschaft ruft, kommt nicht an einer der Grundurkunden unserer Kultur vorbei – am Neuen Testament. NeutestamentlerInnen betonen dies zu Recht, wenn sie zur gegenwartsbezogenen *professio* dieses Orientierungswissens bereit sind. Solche *professio* ist immer auch existenziell – und oft genug bin ich ein schlechter *professor*.

Seit der ersten Gymnasialklasse war ich nicht nur wie Du von Mathematik, sondern auch von Geschichte fasziniert. Die beispielsweise antike „Profangeschichte“ weist ebenso ihre z-Achse auf. Natürlich ist das Abendland von der nicht-christlichen Antike entscheidend mit geprägt. Denk nur an das Recht oder die Philosophie. Und doch ist die z-Achse bei uns noch stärker besetzt. Noch direkter werden die antiken christlichen Texte jeden Sonntag wieder neu zu Gehör und in den Zusammenhang mit gegenwärtiger Existenz gebracht. Wo dies geschieht, findet Kirche statt: die Gemeinschaft der ἐμπνευόμενοι, die sich – in einer auf ihr unmittelbares und wesenhaftes Dasein bezogenen Weise – auf die Inhalte des Neuen Testaments einlassen. Es ist dieser gesellschaftliche Raum der Kirche (im hiesigen weiten Sinne), der NeutestamentlerInnen den Platz an

theologischen Fakultäten sichert, an meiner Universität seit 1386. Ich mache mir nichts vor: Ohne den gesellschaftlichen Raum der Kirche würde neutestamentliche Wissenschaft irgendwo im Winkel einer philosophischen Fakultät betrieben. Wir lehren und studieren für diesen Raum der (hier wohlverstanden sehr weit definierten) Kirche. Ich wollte, seit ich 13 Jahre alt war, Geschichte studieren – eine Geschichte, die die Gegenwart anrührt. Für mich hieß das: Ich wollte Pfarrer werden.

Du hast mich einmal gefragt, ob ich ein Hobby zum Beruf gemacht hätte. Ja, es ist schon so, Liebhaberei wird zur Professio. *Tantum vinum amabam, vintum perpusillum emi.*

Jetzt fragst Du mich, an welchen Stellen dieses Weingärtleins ich mich besonders gerne aufhalte. Du kleidest diese Frage in andere, in Deine Worte. Ich hoffe, Du verlangst nicht, dass ich zusammenfassend kommentiere, was Du beim Herumklicken im Internet unter <http://theologie.uni-hd.de/wts/lampe/index.html> bibliographiert gefunden hast. Soll ich Dir eine paulinische Narrenrede halten? Lass mich Deine Frage anders, weniger rückwärtsgewandt beantworten. Du bist an der z-Achse interessiert. Ich auch. Im kommenden Semester wird mich wieder einmal die apokalyptische Literatur beschäftigen, die rare Zeugnisse antiker Protestliteratur in sich birgt. Jetzt macht mich zusammen mit einem Kollegen ihre Rezeption in den heutigen Befreiungstheologien neugierig.² Der Umgang mit der Bibel in den sogenannten sich entwickelnden Ländern sollte, so finde ich, vermehrt zum Thema in der neutestamentlichen Wissenschaft werden. Angesichts der Flaute, in der das Schiff Petri in Europa vor sich hin zu dümpeln scheint, haben die meisten in unseren Landen es noch nicht realisiert, dass das Christentum als derzeit größte Weltreligion auf globaler Ebene rasant wächst, im gegenwärtigen Afrika schneller als in irgendeiner anderen Region und Epoche der zweitausendjährigen Kirchengeschichte. Fast zwei Drittel aller Christusgläubigen leben heute in Asien, Afrika und Lateinamerika, während vor hundert Jahren noch 80 Prozent aller ChristInnen Europäer oder Nordamerikaner waren. Dieser demographische Wandel verändert das Gesicht des Christentums. Die von westlicher Einflussnahme „unabhängigen Kirchen“, die einheimische religiöse Traditionen mit dem Christentum verbinden, verzeichnen die grössten Wachstumsraten. Sind wir für diese theologische Herausforderung gewappnet? Wieviel Adaptieren an indigene Kulturen kann das Christentum vertragen, wieviel Pluralität? Das antike Christentum musste sich ab ovo diesen Fragen stellen. Die antiken Antwortmodelle bieten uns keine schnellen Lösungen, aber Denkanstöße.

Die Bibelrezeption in den sog. sich entwickelnden Ländern ist mir augenblicklich auch noch aus einem anderen Grunde wichtig. Die rasant wachsenden

² In ein weiteres wirkungsgeschichtliches Projekt – hier färbt sicher immer noch meine HiWi-Mitarbeit an U. Luz' Matthäuskommentar ab – wirst Du Dich demnächst online einklinken können: in eine sukzessiv digitalisierte auslegungsgeschichtliche Archivsammlung zum Römerbrief, die mein amerikanischer Kollege Robert Jewett und ich von Heidelberg aus betreuen.

„unabhängigen Kirchen“ greifen oft zu charismatischen Ausdrucksformen. Viele der etwa zwölfhundert jeden Monat in Afrika neu aus dem Boden sprießenden Kirchen werden von Prophetien und Visionen ihrer Gründer inspiriert. Glaubensheilungen, Ekstatisches, Exorzistisches drängen sich in den Vordergrund. Dem Durchschnittseuropäer sträuben sich die Haare; hier lassen sich für heimisches Kirchenleben keine Rezepte abholen. Lassen wir aber Denkanstöße aus dieser Richtung zu? Immerhin kamen charismatische Glaubensformen ab ovo auf der z-Achse zu stehen, wie schon der Blick in den Ersten Korintherbrief verrät. Mich beschäftigt, wie dieses charismatische Erbe – vor allem in Kleinasien – in den ersten beiden Jahrhunderten bewahrt wurde (und hier mache ich ungeniert von der Tradition Gebrauch, dass unsere Disziplin ursprünglich einmal „Neutestamentliche Wissenschaft und Kunde der älteren Kirche“ hieß). Mich interessieren Entwicklungslinien – über so unterschiedliche Traditionsträger wie Lukas oder den Johannesapokalyptiker hinweg bis hin zum Montanismus,³ darüber hinaus Querverbindungen zu charismatischen Phänomenen in Paganismus und Judentum. Wieweit verband sich dieses Erbe darüber hinaus zum Beispiel mit dem Amt, wie korrelierte es mit sozio-ökonomischen Verhältnissen?

Im Kontext dieser Fragen steht auch mein derzeitiges archäologisches Survey-Projekt in Phrygien, zu dem Du einmal mitkommen möchtest und das montanistische Siedlungsräume in Phrygien untersucht. Mit neuen Inschriften und siedlungsarchäologischen Daten verbreitert sich auf der x-Achse die Quellenbasis. Wir wissen viel über das urbane antike Christentum, weniger über das ländliche. Dies ist eine der Fragerichtungen, die den Survey bewegt.

Mir stellt sich hier also wieder eine für mich sehr alte Frage (die mich in der Vergangenheit auch hat Sozialgeschichte treiben lassen). Vereinfacht formuliert: Wie verhalten sich „Situation“ und „Theologie“ zueinander? Wie ist die Lebens- und Erfahrungswirklichkeit auf den Glauben bezogen? Antike ChristInnen in ihrem zum Beispiel mit soziologischen, ökonomischen oder auch psychologischen Kategorien beschreibbaren *Alltag* aufzusuchen, ist zwar ein spannendes Erkenntnisziel für sich. Aber noch spannender wird es, wenn nach den Wechselbeziehungen zwischen Situation und Glaubensäußerung gefragt wird. Dass es dabei um das Beobachten eines komplizierten *gegenseitigen* Spiels geht, also nicht darum, das „Reich des Geistes“, der Theologie, in z.B. Sozialgeschichte aufzulösen bzw. das eine als Projektion des anderen zu „entlarven“, versteht sich von selbst. Alle Glaubensäußerungen sind zugleich immer auch *innertheologisch* aus der Tradition ableitbar (Stichwort „Entwicklungslinien“). Jedoch darf letzteres auch nicht zu innertheologischen Monokausalismen verleiten. Die Er-

³ Ob man von hier aus auch noch „Entwicklungslinien“ bis zu heutigen afrikanischen prophetischen Kirchen wie die der Kimbanguisten ziehen darf, ist mir derzeit noch eine offene Frage. Prima vista ist eine Reihe von Vergleichspunkten (bis hin zur Rede vom Neuen Jerusalem) frappierend, aber das derzeit vorhandene religionswissenschaftliche Instrumentarium für einen solchen Vergleich müsste – wieder im interdisziplinären Gespräch – noch geschärft werden.

fahrung sozialer Lebenswirklichkeit steuert den Bezug zur Tradition mit, sie führt dazu, dass einige innertheologische Ableitungsmöglichkeiten beschränkt werden und andere nicht; dass einige theologische Sätze plausibel erscheinen und andere nicht. Fassen wir den Mut, zuweilen immer noch propagierte falsche Alternativen aufzubrechen zwischen hier „theologisch-traditionsgeschichtlicher“ und dort z.B. „sozialgeschichtlicher“ oder „psychologischer“ Textinterpretation, als schlössen diese sich aus! Sie schließen sich wie die verschiedenen Dimensionen eines Raumes ein. Fassen wir den Mut zu mehrdimensionalen Textinterpretationen! Insgesamt ist in unserem Fach in den letzten fünfundzwanzig Jahren dieser Mut erfreulich gewachsen – dank der vielfältigen interdisziplinären Gespräche auf der y-Achse.

Zurück zum Survey. Auf der y-Achse gesellen sich bei einem solchen Siedlungsarchäologischen Projekt noch andere Wissenschaftspartner als die oben genannten hinzu (Geophysiker, Geologen, Paläobotaniker, Vermessungsfachleute, Kartografen, etc.), so dass die Grenze zur Naturwissenschaft gesprengt ist. Diese Grenze erschien mir in jüngster Zeit auch im Rahmen zweier anders gearteter Projekte sehr durchlässig geworden: bei einem Gespräch mit NaturwissenschaftlerInnen über „Auferstehung“ und im Rahmen von *Konstruktivismusstudien*. Letztere betreibe ich (auch angewandt auf neutestamentliche Texte) nicht zur innertheologischen Vergewisserung, da helfen sie wenig, sondern im apologetischen Dialog mit kirchenfernen Intellektuellen „draußen“. Das angesprochene Schwinden des volkikirchlichen Charakters des europäischen Christentums wird der hiesigen Kirche in Bälde eine Situation bescheren, die der der Apologeten des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts nicht unähnlich sein wird. Solche Dialoge werden vermehrt notwendig werden. Begebe ich mich „nach draußen“ aufs Parkett konstruktivistischer Prämissen und deduziere von dort aus, ergibt sich für das christliche Wirklichkeitsverständnis keine schlechte Ausgangslage im Wettstreit mit anderen Wirklichkeitsverständnissen. Ich kann Dir dies nur andeuten: Angesichts des Kollapses des logischen Empirismus und der schmerzlichen Negativerkenntnis, dass menschliches Wahrnehmen und Erkennen *nicht* in einer Abbildbeziehung zur ontischen Realität stehen, also auch verfeinerte Erkenntnismethoden nicht zu einer gesicherten Annäherung an diese Realität zu führen vermögen (ein solches Annähern stellt immer nur eine Hoffnung dar, die prinzipiell nie bewiesen werden kann), heißt die konstruktivistische Grundthese: Das Subjekt stellt seine Wirklichkeit selbst her. Es konstruiert sie. Die Wirklichkeit ist ein Konstrukt des Gehirns. „Na fein“, wirst Du einwenden, „dann ist doch auch ein Wirklichkeitsverständnis, in dem Gott vorkommt, lediglich ein Konstrukt! Wie kann diese uralte atheistische Erkenntnis, dass theologisches Reden immer nur eine konstruierte Wirklichkeit beschreiben kann, apologetisch genutzt werden?“ Gute Frage, aber die gedankliche Wendung in bonum kommt noch. Sicher, in konstruktivistischer Perspektive repräsentiert jedwede Theologie immer nur eine konstruierte Wirklichkeit, *ohne* dass jedoch der Konstruktivist behauptete, es gäbe in der ontischen Realität keinen Gott. Weder diese noch die gegenteilige Aussage über die ontische Realität ist

aus konstruktivistischer Sicht überhaupt möglich. Das heißt in der Schlussfolgerung aber auch, dass eine konstruierte Wirklichkeit, in der Gott vorkommt, einer anderen konstruierten Wirklichkeit, in der Gott nicht vorkommt, auf der ontologischen Ebene in nichts nachsteht. Das erkennende Subjekt *muss* nun einmal Wirklichkeit konstruieren, um leben und überleben zu können. Jedoch hat keiner der Konstrukteure die Handhabe, deshalb auf einen anderen Konstrukteur überlegen herabzublicken, weil sein eigenes Wissen angeblich ontologisch soviel höherwertig sei. Ontologisch gesehen sitzen alle Konstrukteure, seien sie Theologen, Naturwissenschaftlerinnen oder zum Beispiel Psychoanalytiker, im selben Boot. Keiner hat dem anderen auf der *ontologischen Ebene* mit seinem Wissen etwas voraus. Das bedeutet, dass auch der gemeinhin angenommene Statusunterschied zwischen naturwissenschaftlichem Wissen und theologischem Wissen eben *nicht* auf der ontologischen Ebene zu suchen ist. Auch naturwissenschaftliche Erkenntnis bezieht sich lediglich auf konstruierte Realität, von der nur naive Realisten annehmen, dass diese die ontische Realität abbilde. Die von der Physik beschriebene Welt ist für den Konstruktivisten nicht beweisbar mit der ontischen Realität identisch, denn alle Begriffe der Physik sind menschlichem Geist entsprungen und basieren auf menschlichen Vereinbarungen, die sich in Jahrhunderten mühsam herausgebildet haben. *Von der ontologischen Qualität* her stehen die verschiedenen Wirklichkeitsentwürfe – zusammen mit dem theologischen – auf einer Stufe, was für die VertreterInnen des christlichen Wirklichkeitsverständnisses eine Verbesserung der Diskussionslage darstellt. Die Theologie – als Anwalt aktualisierter christlicher Tradition, also vergangener Realitätskonstrukte, zu der wir in unserer Kultur in Kontinuität stehen – bleibt auch in der säkularisierten Gesellschaft kommunizierbar.

Du wirst fragen: Wie kann ich dort, wo verschiedene Wirklichkeitsverständnisse nicht kompatibel sind, sondern in Widerspruch zueinander treten, entscheiden, welches das „bessere“ ist, wenn der Unterschied zwischen ihnen *nicht* in der ontologischen Qualität zu suchen ist? Die konstruktivistische Wissenssoziologie wird Dir antworten, dass Du nur halb soviel Wahlfreiheit besitzt, wie das aus Deiner Frage optimistisch heraustönt. Bestimmte Evidenzquellen stellen sicher, dass Du eine Wirklichkeitskonstruktion für plausibel hältst und eine andere nicht. Ja, Du selber kannst das Sprudeln dieser Evidenzquellen beeinflussen, aber nur begrenzt. Gesellschaftliche Umfelder regeln den Fluss dieser Quellen mit, Umfelder, die wir alle zusammen ändern können, die uns aber auch prägen. Solche Evidenzquellen sind vor allem: *soziale Bestätigung*, *sinnliche Wahrnehmung* (die wiederum von vorgegebenen Wahrnehmungskriterien abhängt), *emotionales Erleben* und *kognitive Konstruktion*. Zu jeder wäre jetzt ein Sermon fällig. Wichtig ist mir an dieser Stelle nur wieder die mit zumindest drei dieser Evidenzquellen gegebene Kategorie der „Erfahrung“. Erfahrung trägt dazu bei, dass Du und ich bestimmte Sätze, mit denen ein Wirklichkeitsverständnis ausgedrückt wird, als plausibel annehmen und andere nicht. Wenn es dieses Wechselspiel zwischen „Erfahrung“ und „Theologie“, das wir auch bereits vorhin in nicht-konstruktivistischem Kontext ansprachen, gibt, dann nimm es als eine der

großen Herausforderungen an Dein theologisches Nachdenken und an Dein (kirchliches) Handeln an.

Lass mich diese Herausforderung noch einmal aus einer völlig anderen Perspektive formulieren. Du weißt, dass ich mich auch für die Interpretation neutestamentlicher Texte vor dem Hintergrund antiker Rhetorik und Epistolographie interessiere. Hier sind trotz vieler schöner Arbeiten noch Schätze zu heben, sowohl bei der Textanalyse als auch bei der methodologischen Reflexion. Letztere müsste sich richten auf das Verhältnis zwischen antiken und modernen Rhetoriktheorien (unter Einschluss epistolographischer Theoriebildung), aber darüber hinaus auch auf das Verhältnis zwischen Rhetoriktheorien und narratologischen und rezeptionsästhetischen Theorieentwürfen. Wie verhalten diese sich zueinander? Hier tun sich spannende Felder auf: Spannungsfelder, die bisher nur teilweise oder gar nicht beachtet wurden. Aber darauf will ich im Moment nicht hinaus. Ich greife ein epistolographisches Detail heraus, das nochmals die Korrelation von „Theologie“ und „Erfahrung“ ins Licht rückt, und zwar in der Konkretion der von Kreuzestheologie geprägten paulinischen Kreuzesexistenz. Am Schluss des Galaterbriefes (6,17) formuliert Paulus ein sogenanntes Signalement, eine kurze Selbstcharakteristik der die das Schriftstück unterzeichnenden Person: „Ich trage die Stigmata Jesu an meinem Leibe herum“ (V.17b). Diese paulinische Selbstthematisierung am Briefschluss ist nicht „persönlich“, wie wir das gewohnt sind, sondern christologisch grundiert. Ich formuliere es etwas salopper: „Besondere Kennzeichen des Unterzeichnenden: Malzeichen Jesu; ich bilde Christus ab!“ So füllt Paulus das Briefformular hier am Schluss mit der „eigenen Hand“ (6,11) aus. Dieser Apostel versucht in seiner Identität also darin aufzugehen, dass er den Christus Jesus nicht nur mit dem Mund predigt, sondern ihn in seiner eigenen Person versinnbildlicht – als nonverbale, leibhaftige Metapher nun nicht des Auferstandenen, das wäre aus eschatologischer Perspektive verstiegen, sondern des Gekreuzigten. Selbstdarstellung ist für Paulus Christusdarstellung: Der ἐσταυρωμένος, der den Galatern mit Worten vor Augen „gemalt“ wird (3,1), wird in dieser rhetorischen Situation zugleich nonverbal dargestellt durch einen durch Schwäche- und Leidenserfahrungen gezeichneten Paulus, der den Mut besitzt, solche Erfahrungen als Analogien, oder besser: Abbildungen des Kreuzesleidens Jesu zu interpretieren. Ein solcher Identifikationsprozess lässt sich psychologisch beschreiben, ich habe das auch einmal versucht, aber hier kommt es mir auf die rhetorische Seite an: Die existenzielle Identifikation verleiht dem Redner Authentizität, deshalb vielleicht auch größere Überzeugungskraft. Vergiss das nie, wenn Du eine Kanzel besteigen willst. Existenzielle Identifikation kann viele konkrete Gestalten annehmen; die des paulinischen Zuschnitts stellt ja nur ein Beispiel dar.

Zugleich zeigt das Fallbeispiel „Paulus“, wie eng existenzielles Erfahren und theologisches Reden aufeinander bezogen werden können. „Mitgekreuzigt“ (4,19 u.ö.) zu sein mit Christus, bedeutet nicht nur, dass von außen herangetragene Leidenserfahrungen, Peristasen, als Abbildungen des Christusleidens gedeutet werden können. Es bedeutet auch und vor allem, dass durch das mit der

Taufe beginnende (Römer 6) Sich-Abbilden des Kreuzes Christi in der christlichen Existenz dieser bestimmte Richtungen vorgegeben werden, so dass neue Lebens- und Erfahrungsräume aufgeschlossen werden. Ich nenne nur zwei Beispiele. Der Gekreuzigte eignet Dir und mir ein so umfassendes Heil zu, dass in unseren Händen kein Platz bleibt für das, was uns in Selbst-καύχησις vor Gott interessant machen könnte. Hier hast Du den Ansatz zur Rechtfertigungslehre. Das Kreuz Christi besitzt also neben der heilenden zugleich eine destruiierende Dynamis. Die von Menschlichem entleerten Hände sind der χάρις voll. Oder anders herum: Die gefüllten Hände sind von Menschlichem entleert. Die Reihenfolge ist egal. Es ist ein und derselbe Vorgang. In der menschlichen Schwäche wird die Gotteskraft wirksam. Während wir das Sterben Jesu an uns herumtragen, erfüllt uns sein Leben (2 Korinther 4 u.ö.).

Diese das Menschliche in die Krise führende, destruiierende Dynamis zeigt sich auch in einem zweiten Beispiel. Nehmen wir einmal das menschliche theologische Reden selbst. In 1 Korinther 1,18ff. schildert Paulus, wie im Kontakt mit dem „Wort vom Kreuz“ traditionelle menschliche Gottesbilder zerbrechen. „Griechen und Juden“ stellen sich Gott so vor, dass er mit beeindruckenden Machttaten Heil schafft. Aber was predigen die Apostel? Sie verkündigen, dass Gott an einem verachteten Kreuz die Menschheit rettete, an skandalösem Ort vermeintlicher Gottes-Ferne und Menschen-Schwäche, auf dem „elektrischen Stuhl“ des Römerreiches im Hinterhof der Weltgeschichte. Gott erschließt sich Menschen anders, als sie es gewöhnlich erwarten. Nun sind aber nicht nur „Griechen und Juden“ Menschen; letzteres trifft hoffentlich auch auf christliche TheologInnen zu. Für sie gilt ebenso, dass dieser Gott sich nicht von menschlichem Denken domestizieren lässt. Als mächtiges und lebendiges *Subjekt*, von uns zum Objekt unseres Denkens gemacht, *entzieht* Gott sich immer wieder diesem Denken: Er ist ein souveräner Gott, der sich nicht in Buchdeckeln einfangen lässt oder zu einem niedlichen „lieben Gott“ verharmlosen lässt. Auch TheologInnen, die sich daran machen, mehrbändige Dogmatiken zu schreiben, werden Gott nie zu vereinnahmen vermögen. Ihr Reden von Gott wird immer ein provisorisches bleiben, so dass sie jederzeit bereit zum μεταδιδάσκεισθαι sein müssen, von dem wir oben sprachen; angewiesen darauf, dass Gott sich ihnen immer wieder selbst als Subjekt erschließt. Mit „Zittern und Furcht“ (1 Kor 2) verkündete Paulus diesen souveränen Gott. Ohne zu befürchten, von wissenschaftlichen Gesimsen bröckelten Stuckschnörkel ab, rede in Deiner theologischen Existenz von Gott nicht nur in der dritten Person, sondern wage auch das Abenteuer der zweiten.

Prof. Dr. Peter Lampe

geboren am 28. Januar 1954 in Detmold

Studium: Studium der Theologie, Philosophie, Archäologie in Bethel, Göttingen, Rom (1971–77)

Examen: Cand. theol. Göttingen (1977)

Promotion: Bern; Betreuer: U. Luz; Thema der Arbeit: Die stadtrömischen Christen in den ersten beiden Jahrhunderten: Untersuchungen zur Sozialgeschichte

Habilitation: Bern; Thema der Arbeit: Ad Ecclesiae Unitatem: Eine exegetisch-theologische und sozialpsychologische Paulusstudie

Professuren: 1987–1992 Union Theological Seminary in Richmond-Virginia/USA; 1992–1999 Kiel; seit 1999 Heidelberg